

CLAUDIA HEYDORN

Wunderkind

Werden und Vergehen eines Virtuosen

Roman

Rote Katze Verlag

CLAUDIA HEYDORN

Wunderkind

Werden und Vergehen eines Virtuosen

Roman



Rote Katze
VERLAG

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gem. § 44b
Urheberrechtsgesetz (Text- und Datamining) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Rote Katze Verlag

Herausgeber: Rote Katze Verlag,
Kupferschmiedestraße 14, 23552 Lübeck, Deutschland
www.rotekatzeverlag.de / info@rotekatzeverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.
Erscheinungsdatum: Oktober 2026

Satz: La Deutsche Vita®
Coverbild: Katja Stefanie Engstler

Porträtfoto: Mareike Mähler
Herstellung: ScandinavianBook, Rudolf-Diesel-Str. 10,
91413 Neustadt a. d. Aisch

ISBN 978-3-910563-50-6

Der schwarze Gartenweg am Meer
Glänzt unterm Licht der gelben Laternen.
Ich bin ganz ruhig. Nur soll man nicht
Von ihm mir sprechen.
Du bist mein Freund, bist sanft und treu,
Wir werden gehen, uns küssen, altern...
Und leichte Monde überfliegen uns
Wie Schneekristalle.

Anna Achmatowa, 1914

*(Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 2006,
S. 9. Übertragen von Sarah Kirsch.)*

Teil I

Leningrad 1966

»Was klimperst du da für einen Unsinn zusammen!«

Der Rohrstock traf Juri am Hinterkopf. Er zuckte zusammen und biss sich auf die Lippen. Dann spielte er die Stelle erneut, und wieder verhedderte er sich.

Seine Großmutter Sofja Nikolajewna stand neben ihm an dem alten, schwarzen Flügel, der fast das ganze Zimmer ausfüllte.

»Du hast nicht geübt, du fauler Fratz!«, zischte sie. »Wenn du das Klavierkonzert nicht hinbekommst, dann ist deine Karriere im Handumdrehen vorbei! Und dann gnade dir Gott!«

Der Rohrstock pffte durch die Luft und klatschte auf Juris Nacken. Wieder durchfuhren ihn Schmerz und Demütigung wie ein Schwert. Er schloss die Augen, holte tief Luft und spielte die Passage ein drittes Mal, hoffnungslos durcheinander. Einem weiteren Schlag ausweichend, zog er blitzartig die Hände von den Tasten, sprang vom Flügel auf und schrie seine Großmutter an.

»Hör auf! Ich hasse dieses Stück! Ich hasse das Klavier! Und dich auch!«

Erschnappte sich seinen karierten Mantel, rannte an ihr vorbei in den langen, schmutzigen Flur der Gemeinschaftswohnung, stürmte an der Küche vorbei ins Treppenhaus, zog hastig seine Schuhe an und warf die Tür hinter sich ins Schloss. Er lief durch den ehemals prächtigen, jetzt völlig heruntergekommenen und stinkenden Hausflur die Treppen mit dem kunstvoll geschmiedeten Geländer hinunter und auf die Straße. Die Kälte traf ihn so hart wie der Rohrstock. Der Leningrader Winter war unerbittlich, und es wurde bereits dunkel. Juri

hatte seine Mütze, den Schal und die Handschuhe vergessen. Er fror erbärmlich und wäre am liebsten zurückgegangen, um sie zu holen, aber sein Stolz verbot es ihm. Also vergrub er seine Hände tief in den Manteltaschen, lief die verschneite Straße entlang zur Metrostation Sennaja Ploschtschad, rannte durch die moderne Vorhalle die Treppen hinunter und auf den Bahnsteig. Zum Glück kam gerade eine Bahn, und als sich die Türen hinter ihm schlossen und er in der Wärme stand, liefen ihm die Tränen über die Wangen. Seine Hände zitterten und schmerzten von der Kälte, und er schaffte es nicht, sich ein Taschentuch aus der Hosentasche zu holen. Beschämt drehte er sein Gesicht zu den beschlagenen Scheiben der Tür, damit niemand ihn weinen sah.

Von der Metro-Station rannte er den weiten Weg durch die trostlose Plattenbau-Siedlung, rutschte aus, fiel hin, stand auf, lief weiter bis vor den Häuserblock, in dem er wohnte. Er nahm den Schlüssel an der Schnur von seinem Hals und schloss die Tür auf, ging hinauf und stand alleine in der kleinen Wohnung. Juri zog seine Stiefel aus, legte sich in sein Bett und zog sich die Decke über den Kopf. Er hatte Angst, morgen wieder zu seiner Großmutter zu gehen, wieder zu versagen, wieder Schläge zu bekommen, Angst vor seinen Eltern, Angst vor der Schule, weil er seine Hausaufgaben nicht gemacht hatte. Ihm war noch immer entsetzlich kalt.

Eine Stunde später hörte er den Schlüssel in der Tür. Seine Mutter rief seinen Namen. Juri kroch noch weiter unter die Decke.

»Warum bist du schon zuhause? Was machst du im Bett? Musst du nicht üben und Hausaufgaben machen?«

Sie stand in der Tür und knipste das Licht an. Juri schaute unter der Bettdecke hervor in das harte, verärgerte Gesicht seiner Mutter. Er traute sich nicht zu sagen, was passiert war. Seufzend stand er auf, wischte sich eine Träne von der Wange, setzte sich ans Klavier und begann, die Kadenz aus Beethovens

fünftem Klavierkonzert zu üben, die ihm bei seiner Großmutter so misslungen war. Er wiederholte die Stelle immer wieder, schloss dabei die Augen, spielte sie eine Stunde lang. Seine Gedanken schweiften ab zu dem Streit, dem anstehenden Konzert und kehrten dann zur Musik zurück. Er liebte Beethoven, hatte aber nach all den Jahren, die er schon spielte, übte, Konzerte gab und wieder übte, die Freude an der Musik verloren. Er war wütend auf sie, weil er sie mit so vielen Mühen erobern musste und weil es so viel kostete, den Moment auf der Bühne zu erleben, wenn er in die Klänge eintauchte, wenn er alles hineinlegen konnte, wenn es endlich überstanden war, wenn er die Freude in den Gesichtern seiner Zuhörer sah und den Applaus hörte. In diesen Stunden auf der Bühne lebte er durch den Klang, den er erschuf und verschmolz mit ihm. Er gab alles, was er fühlte und zu sagen hatte und wurde dafür endlich mit Liebe und Anerkennung belohnt. In diesem Moment, nur in diesem Moment, war er glücklich.

Als er die Passage im Schlaf beherrschte, schlich er zu seiner Mutter in die Küche. Sie war dabei, das Abendessen vorzubereiten und wandte sich zu ihm um. »Was ist passiert?«

Juri zupfte an seiner Nasenspitze herum und zog den grünen, zu kurzen Pullover in die Länge. Es würde sowieso herauskommen. »Großmutter war wütend, weil ich das Stück nicht richtig gespielt habe und hat mich wieder mit dem Stock geschlagen. Da habe ich sie angeschrien und bin davongelaufen.« Er sprach leise und traute sich kaum, seine Mutter anzusehen.

Sie blickte streng auf ihn hinunter. »Hast du den Verstand verloren? Du bist kein kleines Kind mehr, Juri. Mit elf Jahren erwarte ich von dir, dass du dich beherrschen kannst und deiner Großmutter gehorchst! Du hättest lieber üben sollen, dann wäre dir der Stock erspart geblieben. Du fährst jetzt zu ihr zurück, entschuldigst dich und zeigst ihr, dass du geübt hast!« Sie wandte sich wieder dem Kochtopf zu.

Den Duft der Suppe und seinen Hunger ignorierend, ging Juri in sein Zimmer, fand im Schrank noch einen alten löchrigen Schal, wickelte ihn um seine dunkelblonden Locken und seinen Hals, zog wieder seine Schuhe und den Mantel an und lief zur Metrostation, fuhr den Weg zurück, marschierte mit gesenktem Kopf die Straße entlang und blieb kurz vor dem Haus in der Grivzovastraße stehen. Er fasste sich ein Herz und klingelte.

»Es tut mir leid, dass ich davongelaufen bin, Großmutter«, sagte er, als sie ihm die Wohnungstür im zweiten Stock öffnete. »Ich habe geübt. Jetzt kann ich es.«

»Dann zeig es mir.« Sie klang streng wie immer, aber nicht mehr böse.

Juri setzte sich an den alten Flügel in ihrem Zimmer und spielte den ganzen schwierigen Satz ohne Fehler. Er rieb verlegen seine Nasenspitze und sah ängstlich zu ihr auf. Sie nickte, und Juri bemerkte eine kleine halbrunde Falte neben ihrem linken Mundwinkel. Der Anflug eines Lächelns.

»Gut, vergiss aber diesmal deinen Schal und die Mütze nicht. Vor allem an deine Handschuhe musst du immer denken! Deine Hände sind das Wertvollste, das du hast!«, mahnte sie mit schneidender Stimme und erhobenem Zeigefinger.

Erleichtert rutschte er von der Klavierbank, nahm seinen Mantel vom Haken und knöpfte ihn zu. Er schlang sich den Schal um den Hals und nahm die Mütze und die Handschuhe von dem kleinen Tischchen.

»Auf Wiedersehen, Großmutter, bis morgen.«

»Auf Wiedersehen, Juri. Und mach deine Hausaufgaben!« Noch immer der Zeigefinger.

Sie blieb noch kurz in der Tür stehen und sah ihrem dünnen, schlaksigen Enkel hinterher. Dann ging sie lächelnd hinein.

Berlin 2009

Juri Palatkin trat an einem Mittwoch im April nach dem Mittagessen vor die Tür der Akademie, um eine Zigarette zu rauchen. Jeden Tag rauchte er eine Zigarette nach dem Frühstück, eine nach dem Mittagessen, eine nach Feierabend und höchstens fünf im Laufe des weiteren Abends. Ebenso abgezählt war auch der Rest seines täglichen Lebens: Drei Mal die Woche ging er morgens sofort nach dem Aufstehen joggen, exakt 10 Kilometer, dann duschte er kalt, trank ein Glas Wasser mit dem Saft einer Zitrone, kochte sich Tee, aß eine Scheibe Brot mit Honig und ging in die Akademie, um zu unterrichten. Er hatte eine Professur für Musikgeschichte und gab zusätzlich dreimal die Woche je zwei Stunden Unterricht in klassischem Klavierspiel. Die Studenten kamen sehr gern in seinen Unterricht, weil er großen Wert auf ihre persönliche und künstlerische Entfaltung legte. Er war streng, aber geduldig und verlor nie die Ruhe, auch dann nicht, wenn er sich über schlechte Vorbereitung oder lustloses Spiel ärgerte. Dafür brachten ihm seine Schüler großes Vertrauen entgegen und er achtete sorgfältig darauf, es zu schützen und sie auf der Suche nach ihrem Klang und ihrer Einzigartigkeit sicher am Kerker seines eigenen – und vielleicht auch ihres eigenen – Ungeheuers vorbeizuführen. Das war der schwierigste Teil, von dem natürlich niemand wusste.

Juri war es gewohnt, sich alleine auf dem dünnen Eis seines kontrollierten Lebens zu bewegen, ohne mit irgendjemandem darüber zu sprechen.

Im Laufe der Jahre hatte er eine unzugängliche Festung um seine Seele errichtet – und den Schlüssel zum Kerker seiner Ängste und Verwundungen weggeworfen. Nur am Klavier gab er seinen Emotionen Raum und nur durch den

Klang erzählte er etwas von sich. Dafür hatte sich Juri vor vielen Jahren ganz bewusst entschieden, als es darum ging, unterzugehen oder zu überleben.

Mittags aß er einen Salat oder ein Brötchen in der Kantine oder am Schreibtisch und rauchte danach seine Zigarette. Je nach Tagesplan war er um spätestens 19 Uhr mit der Arbeit fertig, fuhr nach Hause, kochte sich ein Abendessen, zu dem er georgischen Tee aus dem Samowar und ein Glas Wodka trank. Manchmal setzte er sich ans Klavier und spielte entweder frei oder übte ein größeres Stück. Gelegentlich sah er auch fern, ärgerte sich eine Weile über das Programm, hörte Musik oder las. Um Mitternacht ging er zu Bett. Ausnahmslos. Der Wecker klingelte um 7 Uhr. So bekam er genügend Schlaf – und Juri brauchte seinen Schlaf, um tagsüber sein Pensum erfüllen zu können.

Zweimal im Jahr machte er kleinere Konzertreisen ins Ausland. Eine nach New York, wo er bei der Gelegenheit seinen Jugendfreund Wassili besuchte, und danach, je nachdem, wie er gebucht war, weitere nach San Francisco und Philadelphia. Im Sommer reiste er nach Russland und trat in Moskau und St. Petersburg auf, von wo aus er direkt auf seine Datscha ans Meer fuhr.

Juri rauchte also an diesem gewöhnlichen Unterrichtstag im April nach dem Mittagessen seine zweite Zigarette vor dem Eingang der Berliner Akademie. Es war sonnig und frisch, morgens hatte es geregnet und die Luft roch sauber. Zum ersten Mal in diesem Jahr musste man draußen keinen Mantel tragen, und Juri hatte sogar seine Sonnenbrille aufgesetzt.

Er nahm aus den Augenwinkeln wahr, wie eine Frau aus dem Gebäude kam und ein paar Meter neben ihm stehenblieb. Sie nahm eine Zigarette aus einem silbernen Etui und kramte in ihrer Handtasche nach einem Feuerzeug.

»Brauchen Sie Feuer?« Juri schob sich die Sonnenbrille ins Haar. Sie war vielleicht zehn Jahre jünger als er, nicht sehr

groß, etwas mollig, hatte schulterlanges dunkles Haar und ihre großen dunklen Augen blinzelten ihm freundlich zu. Der herzförmige rote Mund lächelte.

Juri ging zu ihr und hielt das brennende Feuerzeug an ihre Zigarette. Dabei roch er einen warmen Duft von Vanille, Rose und Patchouli.

»Danke«, sagte sie freundlich und blies den Rauch in die Luft.

Juri nickte lächelnd.

»Louise MacClellan, ich bin neu an der Akademie und unterrichte Cello«, sagte sie auf Englisch und streckte ihm die Hand hin.

Juri ergriff sie und bemerkte ihren kräftigen Händedruck. »Juri Palatkin. Musikgeschichte und ein bisschen Klavier. Sie kommen aus Schottland?«

Louise lachte. »Hört man das so sehr?«

»Ein bisschen. Mir ist vor allem Ihr Name aufgefallen, der ist doch schottisch, oder?«

»Richtig. Ich komme aus Aberdeen. Und Sie?«

»Ich stamme aus St. Petersburg. Allerdings habe ich viele Jahre in New York gelebt und bin jetzt seit rund zwanzig Jahren in Berlin.«

»Dann sind Sie ja wieder näher an Ihrer Heimat.«

»Ja, das stimmt.« Dass sie das sofort bemerkt hatte, bescherte Juri einen Stich in der Herzgegend. Gleichzeitig war er gerührt und überrascht und wunderte sich über seine eigene Reaktion. Es war selten, dass jemand so auf ihn einging – aber auch selten, dass er etwas von sich preisgab.

»Fahren Sie öfter hin?«

Juri blies lächelnd den Rauch in die Luft. Er sprach nicht gern von sich, wollte aber nicht unhöflich sein.

»Ein- oder zweimal im Jahr. Ich habe dort ein Häuschen an der Ostsee in der Nähe von St. Petersburg.«

»Das klingt ja bezaubernd!«

»Oh ja. Ich wäre gern öfter dort«, rutschte es ihm heraus und er bekam einen Schreck.

Louise lächelte. »Das kann ich mir vorstellen. Ich vermisse das Meer auch sehr.«

Sie hatte beim Lächeln Grübchen in den Wangen, was ihrem Gesicht etwas Kindliches, Freundliches und Vertrauenerweckendes verlieh.

Für einen kurzen Moment sahen sie einander in die Augen. Das Verständnis darin kam für ihn unerwartet und Juri verlor fast das Gleichgewicht. Er versuchte, wenigstens für eine Sekunde ihren Blick zu erwidern. Er war so schön und so warm, dass er sich plötzlich daran erinnerte, was es hieß, in jemandes Augen zu versinken.

Er hörte kurze, gedämpfte Paukenschläge in den Ohren. Sein Herzschlag.

»Ich muss wieder hinein«, hörte er sich sagen, warf den Zigarettenstummel auf den Boden und trat ihn flüchtig aus. »Ich wünsche Ihnen gutes Eingewöhnen. Es ist nicht leicht, aus so einer schönen Gegend nach Berlin zu ziehen.« Als er sie wieder ansah, um ihr die Hand zu geben, war Traurigkeit in ihren Augen.

»Danke. Ja, da haben Sie recht. Es ist alles noch sehr fremd.« Ihre Hand fühlte sich warm und weich an.

»Ich kann das gut verstehen. Haben Sie etwas Geduld mit uns und Berlin.«

Sie lächelte ihm zu.

Juri zog zögernd seine Hand zurück und sah ihr noch einmal in die Augen. Dann nickte er ihr lächelnd zu und rettete sich ins Gebäude.

In Eile lief er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf. Er hatte noch den Duft von Louises Parfum in der Nase. »Oh Gott«, dachte er bei sich.

Vor seinem Unterrichtsraum wartete bereits eine Studentin. Er entschuldigte sich kurz und ließ ihr dann den Vortritt.

Die Arbeitsstelle in Berlin war Louises letzter Strohhalme, und obwohl sie zuvor nie die Absicht gehabt hatte, Schottland zu verlassen, griff sie dankbar danach und ließ ihr altes Leben zurück. Louise war von Natur aus ein sehr fröhlicher und positiver Mensch, aber sie kam gerade aus einer schweren Lebensphase: Vor zwei Jahren hatte sie sich aus einer schrecklichen Ehe befreit und ihre fast erwachsenen Kinder zurückgelassen. Seitdem war der Kontakt zu ihnen erkaltet, worunter sie sehr litt. Louises befristeter Lehrauftrag an der Universität in Aberdeen lief aus. Ihre Band, mit der sie in Schottland und darüber hinaus recht erfolgreich gewesen war, brach auseinander und sie stand plötzlich vor dem finanziellen Nichts. Nun hoffte sie, in Berlin endlich zur Ruhe zu kommen.

Klassische Musik zu unterrichten war für Louise etwas Profaneres als für Juri: ein reiner Broterwerb. Aber sie freute sich über die Chance und ihre neue gemütliche Wohnung, kaufte ein Fahrrad, schrieb sich sofort für einen Deutschkurs ein und wurde wieder zuversichtlicher.

Sie war auf dem besten Weg, nach vorne zu schauen und sich einzugewöhnen, als sie an diesem Apriltag Juri Palatkin begegnete.

Aber schon als er ihr Feuer gab, sich ihr vorstellte und sie an seiner Hand einen leichten Duft von Seife und Tabak roch, spürte sie eine Unruhe. Sie ärgerte sich fast, aber gleichzeitig klopfte ihr Herz und sie ahnte, dass sie in Berlin keineswegs ihre Ruhe haben würde.

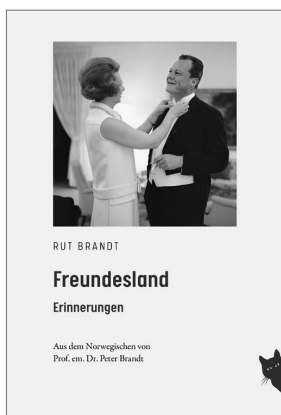
Louise hatte eine Schwäche für schöne Hände, und Juri waren nicht schmal mit langen, dünnen Fingern, wie man bei einem Pianisten vermutet hätte, sondern kräftig und breit, von hervortretenden Adern durchzogen, aber trotzdem nicht

grobschlächtig. Seine Bewegungen hatten etwas Vorsichtiges, und Louise vermutete hinter der kühlen, souveränen Fassade Verwundbarkeit.

Groß, sehr schlank und aufrecht, wirkte er wie ein Asket. Sein graues Haar war in Wellen nach hinten gekämmt und er trug an diesem wie an allen Tagen dunkle Kleidung: eine schwarze Hose und ein graues Wolljackett, darunter ein schwarzes Hemd. Die schwarzen Schuhe waren tadellos geputzt und glänzten. Sein Teint war blass und seine schmalen Augen hellblau ohne die geringste Spur von Grau darin. Dazwischen ragte die Nase mit einer murmelförmigen Nasenspitze weit hervor, was seiner Erscheinung etwas von der Strenge nahm. Seine Lippen waren weder schmal noch voll, und auch beim Sprechen lächelte er leicht und unverbindlich, aber der Ernst seines Wesens blieb in den Augen stehen. Er war einer dieser tadellos ordentlich und sauber wirkenden Menschen, neben denen man sich immer ein wenig nachlässig und schlampig gekleidet vorkommt. Louise schaute unwillkürlich an sich herunter und zupfte einen Fussel von ihrem Rock. Sie kannte Juri vom Hörensagen, hatte aber nicht mit solch einer Begegnung gerechnet. Als sie einander eine Sekunde zu lang in die Augen schauten, schaffte sie es nicht, wegzusehen. Sie war fasziniert von diesem Blau und der etwas traurigen Freundlichkeit. Lächelnd ging sie zurück in ihren Unterrichtsraum. »Oh nein«, seufzte sie.

Juri kochte abends einen Topf Borschtsch, aß an seinem Küchentisch und setzte sich danach ans Klavier. Er spielte Bach, wie immer, wenn er Klarheit suchte. Seine Gedanken wanderten zu der Begegnung in der Mittagspause und er sah Louises Augen vor sich. Nach einer Stunde hörte er auf zu spielen, legte seine Hände auf die Knie und atmete tief. Dann stand er auf und las einen Artikel seines Habilitanden Pavel. Als er sich nicht konzentrieren konnte, schrieb er seinem

Aus dem Verlagsprogramm



RUT BRANDT

Freundesland

Rut Brandt, vorm. Hansen, wurde 1920 als eine von vier Töchtern in eine norwegische Arbeiterfamilie hineingeboren. Der Vater starb früh, die Mutter zog die Kinder allein groß. Wie selbstverständlich war Rut früh in der norwegischen Arbeiterjugend aktiv. Nach der Besetzung des Landes durch das nationalsozialistische Deutschland floh sie mit

ihrer Schwester Tulla 1942 nach Schweden. Hier lernte sie 1944 Willy Brandt kennen, der aus Lübeck emigriert war und im Widerstand arbeitete. Nach der Befreiung Deutschlands gingen beide nach Berlin, wo sie 1948 heirateten.

Willy Brandt war Journalist, engagierte sich aber mehr und mehr in der Politik. Rut war im zunächst noch sehr vom Krieg gezeichneten Berlin an seiner Seite, erlebte Trümmerfrauen, Luftbrücke und Mauerbau sowie seinen mühsamen Aufstieg zunächst zum Regierenden Bürgermeister, später zum Bundeskanzler und Friedensnobelpreisträger. Über seinen Rücktritt infolge der Guillaume-Affäre zerbrach auch die Ehe. Sie wurden 1980 geschieden; Rut sah Willy Brandt nie wieder.

Die beeindruckende Frau schildert in „Freundesland“ die Jahre im Widerstand gegen Nazi-Deutschland und ihr Leben im Nachkriegsdeutschland an der Seite einer der prägendsten Figuren der noch jungen Bundesrepublik. Ein wichtiges Zeugnis der Zeitgeschichte.

ISBN 978-3-910563-40-7

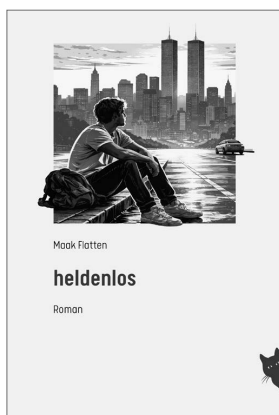
www.rotekatzeverlag.de

MAAK FLATTEN

heldenlos

Ein Buch über Rastlosigkeit, Freundschaft, Verrat und das Erwachsenwerden nach dem Erwachsensein. Und zugleich eine Hommage an Amerika als Inbegriff der Freiheit und Sehnsuchtsort derjenigen, die mit seinen Filmen und Geschichten aufgewachsen sind. Aus der Kleinstadt rauskommen. Was aus sich machen. Als Held der Schulzeit war Andi Althoff für

Großes bestimmt. Zusammen mit seinem besten Freund Jay will er nach dem Abitur mit einem 69er Chevy ein Jahr lang kreuz und quer durch die USA fahren. Doch Jay kommt nicht zum Flughafen. Andi bleibt in Deutschland und versinkt in verlorenen Zeiten. Kurz vor seinem dreißigsten Geburtstag fliegt er nach New York, um Julia zu treffen, die ihn einst für seinen besten Freund verlassen hat. Wird das gutgehen? Zumindest erfährt er etwas, das alles in Frage stellt. Gestrandet in New York wird Andi ungewollt zum wahren Helden.



Heldenlos erinnert, ohne je präventiv zu werden, an die großen amerikanischen Coming-of-Age-Romane, in denen junge Männer lernen, dass die Welt ihnen nichts schuldet. Dabei verabschiedet Maak Flatten nicht nur überkommene männliche Heldenerzählungen, sondern auch den Mythos eines idealisierten Amerikas. Ein Roman über die Frage, was bleibt, wenn die Heldenpose fällt.

Felix Schreiner

Inhaber der Literarischen Agenturhandlung Schreiner

ISBN 978-3-910563-46-9

www.rotkatzeverlag.de



MICHAEL ZELLER

Heimweh nach Ferne

„Gedichte sind die spontanste Form der Literatur. Die eigenste und kürzeste. Sie kommt dem Wort am nächsten“

„Gedichte sind für mich ein Geschenk. Sie kommen angeflogen, von irgendwoher, ein paar Worte, ein halber Satz, ein Rhythmus, ein Ton.“

„Nach Leben schmecken sollen meine Texte, nicht nach Literatur!“

Michael Zeller über seine Gedichte

”

Michael Zellers Lyrik des Alltäglichen ist durch Aufmerksamkeit, Reduktion und Zurückhaltung gekennzeichnet. Seine Gedichte verzichten auf große Gesten und bewegen sich stattdessen „an der Front des Alltags“ (Morgengrauen).

Sie verzichten auf metaphysische Überhöhung, um der konkreten Erfahrung gerecht zu werden, und zeigen, dass Alltagslyrik keineswegs eine reduzierte oder mindere Form des Poetischen ist.

Prof.Dr. Matías Martínez
Bergische Universität Wuppertal

ISBN 978-3-910563-48-3

www.rotekatzeverlag.de

HERBERT BECKMANN

Die Könitzer Mordaffäre

Im März 1900 wird in der westpreußischen Kleinstadt Konitz der achtzehnjährige Schüler Ernst Winter ermordet. Zuerst wird sein Torso gefunden, dann tauchen weitere Körperteile auf. Die Polizei kommt mit dem Fall nicht voran. Angst, Wut und Hysterie in der Bevölkerung brechen sich Bahn, und Antisemiten schüren das Gerücht, die Juden hätten einen Ritualmord an dem Jungen begangen, um die Christen zu verhöhnen. Pogromstimmung kommt auf, greift rasch um sich. Schon bald steht die ganze Konitzer Judengemeinde am Pranger. Die Ereignisse eskalieren und münden in den schlimmsten antisemitischen Gewaltexzessen des deutschen Kaiserreichs.

Anhand tatsächlicher Ereignisse zeigt der Autor, dass Antisemitismus in Deutschland nicht 1933 gleichsam über Nacht entstand, sondern auf schon lange bestehenden Feindbildern und Verschwörungsmythen aufbauen konnte.



Herbert Beckman gelingt es, den Mordfall und das ihm folgende Pogrom als Menetekel zu deuten und zu zeigen, wie – auch in Zeiten scheinbarer Ruhe – jederzeit Vorurteile aktiviert werden können, ja, wie sie tief in einer Gesellschaft schlummern.

Martin Krauß

Jüdische Allgemeine

ISBN 978-3-910563-47-6

www.rotekatzeverlag.de





MAURITS CHRISTOPHER
HANSEN

Der Mord an Maschinenführer Roolfesen

In Kongsberg, der norwegischen Stadt des Silberbergbaus, ist ein Mord geschehen. Der Justiziar der Bergbaugesellschaft, Assessor Johannes Barth, versucht, ihn aufzuklären. Sein Vorgesetzter aber, der Oberberghauptmann,

spielt eine dubiose Rolle und verfolgt eigene Strategien und Theorien. Dabei gerät er selbst in Verdacht.

Maurits Hansen zeigt die gesellschaftliche und politische Realität in dieser stark von Deutschen geprägten norwegischen „Stadt des Silbers“ Mitte des 19. Jahrhunderts.: Intrigen, Vertuschung, Recht der Stärkeren statt Rechtsstaatlichkeit. Als ältester Krimi der Welt galt bislang der Roman „Der Doppelmord in der Rue Morgue“ von Edgar Allan Poe, der 1841 erschien. Maurits Hansen's „Der Mord an Maschinenführer Roolfesen“ erschien bereits 1839, mithin zwei Jahre früher. Da er aber nie in einer anderen Sprache als dem Norwegischen erschien, fand er bislang wenig Beachtung. Nun liegt er erstmals in deutscher Übersetzung vor.



Hansens Roman erfüllt alle äußeren Merkmale eines traditionellen Kriminalromans, hat klare Elemente sozialer Kritik und enthält einige scharfe Angriffe auf ein starres soziales System, das auf Gefälligkeiten und Missbrauch von Macht beruht.

skandinavische-krimis.com

ISBN 978-3-910563-44-5

www.rotekatzeverlag.de

REINHARD STÖCKEL

Die Sprache der wilden Hunde

Die letzte Buchhandlung einer kleinen Stadt in der Lausitz ist abgebrannt und ihr Inhaber, Hubertus Mandel, verschwunden.

Der Laden, vor der Wende auch Ort politischer Debatten, steht inzwischen einer modernen Shopping-Mall im Wege.

Doch Mandel hadert auch mit der schlesischen Herkunft seiner Mutter und mit seinem rechtsrockenden Sohn. Da stößt der Buchhändler auf ein altes Schulheft und damit auf die Spur eines fast vergessenen Verbrechens: Während des 2. Weltkrieges entführten die deutschen Besatzer zehntausende polnische Kinder, um sie zu »germanisieren«.

»Die Sprache der wilden Hunde« erzählt von Verdrängung und vom Schmerz der Erinnerung und davon, was es heißt, wenn ein Riss durch die Familie geht.



Das Buch berührt mich sehr, die Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg ist sehr gelungen. Jedes Mal, wenn sich meine Gedanken in einer Zeitspanne befanden, gab es eine Wendung, die mich ein paar Jahrzehnte zurückversetzte. Ungewöhnlich.

Aleksandra Janowska

MA, Philologin, Universität Łódź



REINHARD STÖCKEL

Die Sprache der wilden Hunde

Wie der Buchhändler Hubertus Mandel verschwand

Roman



ISBN 978-3-910563-42-1

www.rotekatzeverlag.de